

BIBLIOTHEK DES ORIENTS

WALTER M. WEISS · KURT-MICHAEL WESTERMANN

SYRIEN

LAND DER BEGEGNUNGEN

— EDITION CHRISTIAN BRANDSTÄTTER

Karawanen, Kreuzfahrer, Kolonialisten, Lawrence von Arabien und Saladin; Krisen, Kriege und Terrorismus ... Mehr noch als das Bild der meisten anderen islamischen Staaten setzt sich jenes, das die westliche Öffentlichkeit von Syrien hat, aus einigen wenigen historischen Namen und vielen, von politischen Aktualitäten geprägten Klischees zusammen. Dabei ist diese zentrale Region des „fruchtbaren Halbmonds“, wo Arabiens Wüste und das Mittelmeer einander berühren, seit Jahrtausenden das Land der Begegnungen schlechthin. Kaum eine Religion und Kultur der Alten Welt, die an diesem Schnittpunkt von Orient und Okzident nicht Spuren hinterlassen hätte: Hethiter, Assyrer und Babylonier, Phönizier, Aramäer, Araber, Perser, Hellenen, Römer, Parther, Byzantiner, frühe Christen, Muslime, Kreuzritter und, in jüngerer Vergangenheit, Briten und Franzosen.

In diesem Landstrich, der im Westen vom Mittelmeer und im Osten vom Euphrat begrenzt wird, im Norden bis zu den Hängen des Taurus und im Süden bis zum Hauran, der einstigen Kornkammer Roms, reicht, entstanden die ersten festen Siedlungen der Menschheit. Hier wurde die älteste Sprachüberlieferung entdeckt, das älteste Alphabet, die älteste Notenschrift, die Reste der ältesten animistischen und monotheistischen Religionen.

Autor und Photograph nähern sich diesem faszinierenden Land auf insgesamt fünf Routen, die sämtliche relevanten Orte berühren. Damit machen sie das Phänomen Syrien in all seinen Facetten erfahrbar – laden zu Spaziergängen durch die schönsten Basare und Beduinendörfer, zu Fahrten auf die Golanhöhen, in das Dreiländereck zwischen Syrien, dem Irak und der Türkei, in Wüstenoasen und an die Küste des Mittelmeers ein. Dabei lernt der Leser nicht nur Damaskus und Aleppo kennen, sondern auch Kirchen, Klöster und Kastelle, Moscheen und Mausoleen, die Tempelanlagen von Palmyra, Bosra und Apameia sowie Schauplätze der frühesten Geschichte wie Ebla, Mari oder Ugarit.

Einen Kontrapunkt zu diesem Reisetagebuch, bei dem auch die Gegenwart des Landes in all ihrer faszinierenden Widersprüchlichkeit erfahrbar wird, bilden – in einem gesonderten Buchteil präsentiert – mehrere Dutzend Interviews mit Basarhändlern und Beduinenhirten, Bewässerungsexperten und Buchautorinnen, Palästinensern, Drusen, Armeniern sowie Vertretern vieler anderer Berufs- und Bevölkerungsgruppen.

Ergänzt wird dieser Bild-Textband durch ein umfangreiches Glossar, das lexikalisch komprimiert

(Fortsetzung auf der hinteren Klappe)



بِاللقاءِ
سوريا

SYRIEN
LAND DER BEGEGNUNGEN



Autor und Fotograf bedanken sich bei Laila Atrache, Bashir al-Ash sowie auch allen anderen syrischen Freunden herzlich für Rat und Tat.

Die Deutsche Bibliothek -
CIP-Einheitsaufnahme

Syrien : Land der Begegnungen /
Walter M. Weiss.
Mit 240 Photos von
Kurt-Michael Westermann. -
Wien : Brandstätter, 1995
ISBN 3-85447-586-1
NE: Weiss, Walter M.;
Westermann, Kurt-Michael

1. Auflage

Die graphische Gestaltung des
Werkes sowie der Entwurf des
Schutzumschlages – die Vorderseite
zeigt antike Säulen und die Araber-
burg von Palmyra, die Rückseite
einen Dialog unter Straßenhändlern
in den Suqs von Deir ez-Zor – stam-
men von Kurt-Michael Westermann.
Die Planillustration stammt von
Emin T. Balic, die arabische
Kalligraphie von Ali Partowi.
Das Lektorat besorgte
Barbara Sternthal,
die technische Herstellung
Franz Hanns.
Die Reproduktion der Photos
erfolgte beim Atelier Laut in Wien,
Satz und Druck bei Gutenberg
in Wiener Neustadt.
Gesetzt wurde aus der Garamond,
11 auf 13 Punkt.

Copyright © 1995 by
Verlag Christian Brandstätter, Wien.
Alle Rechte, auch die des auszug-
weisen Abdrucks oder der Repro-
duktion einer Abbildung, sind
vorbehalten. Das Werk einschließ-
lich aller seiner Teile ist urheber-
rechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustim-
mung des Verlages unzulässig.
Dies gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Ein-
speicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.
ISBN 3-85447-586-1

Christian Brandstätter
Verlagsgesellschaft m.b.H.
A-1080 Wien, Wickenburggasse 26
Telephon (+43-1) 408 38 14

بِاللقاء اليد سوريا

INHALT

خارطة	6	LANDKARTE
دمشق واحة الاساطير والقدرة	29	DAMASKUS OASE DER MYTHEN UND DER MACHT
ضواحي دمشق والجنوب نحت المسيحيين والدروز	67	DIE UMGEBUNG VON DAMASKUS UND DER SÜDEN UNTER CHRISTEN UND DRUSEN
السواحل والمناطق الجبلية المحيطة من قلعة الى قلعة	97	KÜSTE UND KÜSTENGEIRGE VON BURG ZU BURG
حلب وضواحيها مدينة مكة للتجار	129	ALEPPO UND UMGEBUNG IM MEKKA DER HÄNDLER
وادي الفرات وتدمر القرى الواقعة على طول النهر وعبر الصحراء	157	EUPHRAT-TAL UND PALMYRA DEN FLUSS ENTLANG UND DURCH DIE WÜSTE
سوريا من الداخل اناس يتحدثون من حياتهم	177	SYRIEN VON INNEN MENSCHEN ERZÄHLEN AUS IHREM LEBEN
ملحق	193	ANHANG GLOSSAR · ZEITTADEL · BIBLIOGRAPHIE
الفهرس · جدول زمني · فهرس علم معرفة الكتب		

MITTELMEER

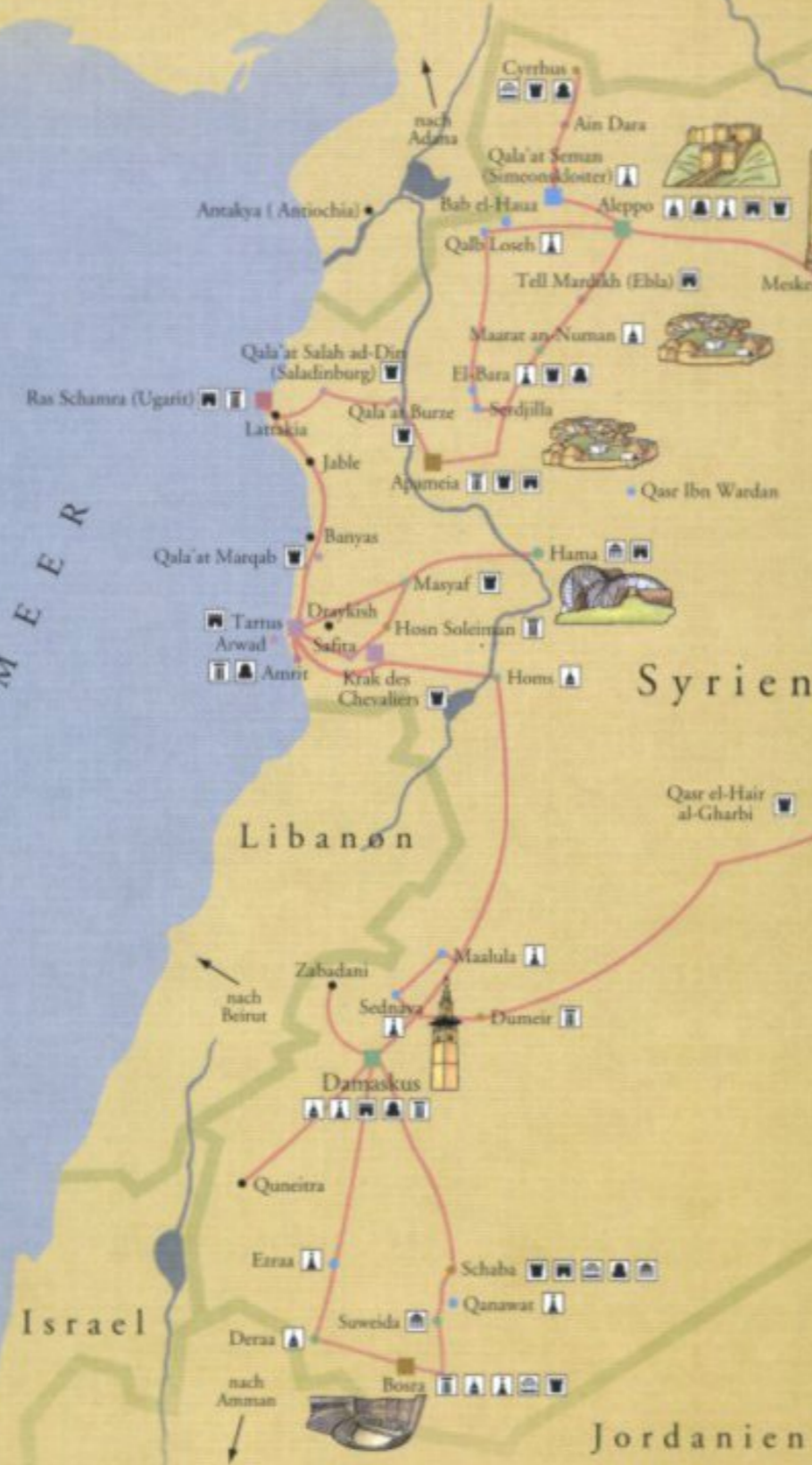
Türkei

Syrien

Libanon

Israel

Jordanien



SYRIEN LAND DER BEGEGNUNGEN

- Dominierender Baustil**
- Islamisch
 - Fränkisch- (Kreuzzister)
 - Frühchristlich
 - Römisch/Hellenistisch
 - Vor- und Frühgeschichte
- Art der Monumente**
- Kirche, Kloster
 - Moschee
 - Tempel
 - Theater
 - Stadtmauer, Stadtranlage
 - Grabbauten
 - Museum
 - Burg
- Selbstverständlich existieren in vielen Orten Kunstdenkmäler aus verschiedenen Perioden. Die Farben und Logos geben jeweils nur die vorherrschende Epoche an.
- Beschriebene Reiseroute
- 0 100 km



Irak

Nahr al-Furat (Euphrat)

Nahr al-Khabour



„Das Leben der Wolken ist ein Auseinandergehen
und Begegnen. Eine Träne und ein Lächeln.“
Khalil Gibran



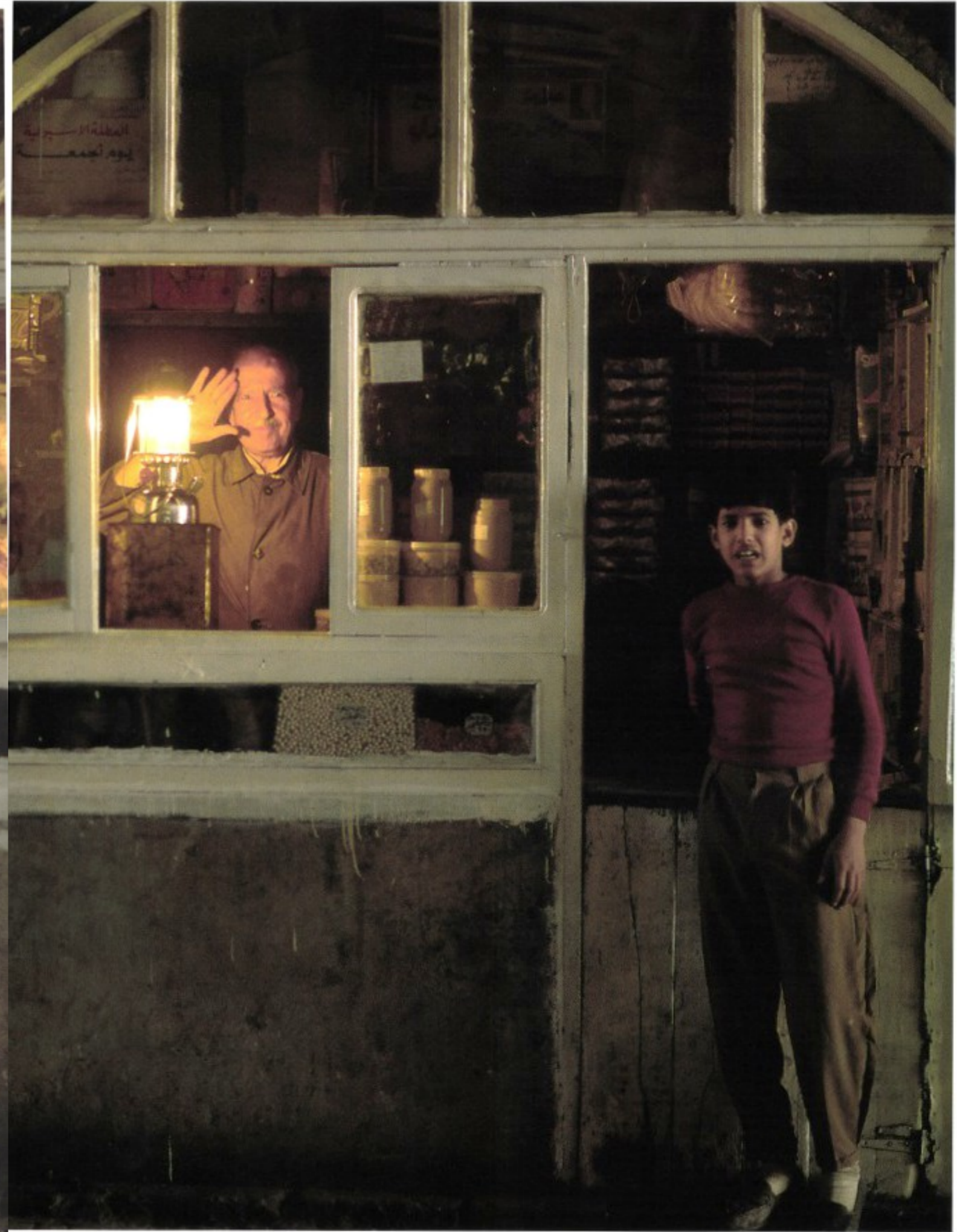
Die Oase von Damaskus (im Bild: bei Sonnenuntergang mit Djabel Qasiyun und Libanon-Gebirge im Hintergrund) bildet seit alters Syriens Kerngebiet. Als das Land nicht wie heute 180.000, sondern noch rund 300.000 Quadratkilometer maß und auch die gesamte Jordansenke und die Ostküste des Mittelmeeres bis hinab zum Sinai umfaßte, hieß es bezeichnenderweise Bilad asch-Scham – „Land von Damaskus“.







Ich stand Angesicht zu Angesicht einem mir gänzlich neuen Lebensgefühl gegenüber. Ein warmer menschlicher Hauch schien aus dem Blute der arabischen Menschen in ihre Gedanken und Gebärden zu strömen; da war nichts von jenen schmerzhaften Seelenspaltungen zu sehen, die das europäische Leben so häßlich und hoffnungsarm machten. In den Arabern begann sich mir etwas zu offenbaren, wonach ich immer unbewußt gesucht hatte: eine gefühlsmäßige Unmittelbarkeit in allem Erleben, eine instinktive Offenheit für alle Fragen des Daseins – eine Vernunft des Herzens, möchte man beinahe sagen. Was Leopold Weiß, jener österreichische Jude und Journalist, aus dem später der hochverehrte islamische Gelehrte Muhammad Asad wurde, in den zwanziger Jahren auf seiner ersten Morgenlandfahrt fühlte, läßt sich gerade in Syrien vielerorts noch nachempfinden. „Ablan wa sablan.“ Der Fremde wird – wie hier im Basar von Damaskus – überall herzlich willkommen geheißen. Der im Nu kredenzte Tee ist dabei äußeres Zeichen für die jedem Einheimischen innewohnende Gastfreundschaft.*





دمشق

DAMASKUS

OASE DER MYTHEN UND DER MACHT

W IEN, ENDE FEBRUAR 1995. Drei Grad plus, Nebel, Schneeregen. Die Prognose verspricht nur wenig Änderung. Die Menschen verbarrikadieren sich schon am frühen Abend hinter ihren Fernsehapparaten oder in den Kaffeehäusern. Nicht gerade meine liebste Jahreszeit. Wieder einmal befällt mich die alte Rastlosigkeit, die Sehnsucht nach der freundlichen Wärme Arabiens. Der Entschluß, dem Frühling nach Syrien entgegenzuziehen, kommt über Nacht. „Ausgerechnet Syrien?“ fragen mich alle. „Keine Angst vor dem Terror und dem Krieg?“ Grund genug, ihnen ein Buch zu schreiben.

D AMASKUS, MÄRZ 1995, VIER UHR MORGENS, FLUGHAFEN. Fünf Grad plus, Sturm und Regen. Es hat sich, scheint es, nichts geändert. Immer noch (hat man das eigentlich nötig?) mutet einem jene Fluglinie diese verdrießliche Landezeit zu. Auch die Ankunftshalle verströmt auf den ersten Blick denselben Charme wie in früheren Jahren. Hafis al-Assad, dessen hohe Stirn mich immer an Thomas Mann denken läßt, lächelt ungeründlich und graphisch verjüngt wie eh und je von unzähligen Gemälden und Fotografien. Die elektronische Anzeigentafel verkündet

bloß Buchstabengewirr. Auch das übrige technische Gerät und das Dekor zeugen von ziemlich fragwürdiger Pflege. Über das leere Vorfeld schleicht eine trüchtige Katze. Sämtliche Uhren stehen still. Und die Paßbeamten haben wie üblich alle Zeit der Welt. Ihre Wichtigkeit wächst mit der Länge der Warteschlange.

Neu ist, daß viele der Uniformierten lächeln. Auch interessiert niemanden mehr, ob und wie viele Devisen man einführt. Und bei der Zollkontrolle werden manche Ankömmlinge gar ganz nonchalant vorbeigewunken.

Die Wetterprognose, erfahren wir im Taxi auf dem Weg in die Stadt, verspricht langsame Besserung.

E RSTE GEBETE. Der allererste Weg führt uns noch in der Morgendämmerung hinauf nach Salihiyeh, zur Grabmoschee Scheich Muhiy ed-Din Ibn el-Arabis. Ein moslemischer Freund, der als Gottsucher seit langem den Pfad der Mystik geht, hat uns noch daheim ans Herz gelegt, gleich nach der Ankunft den Geist des großen Philosophen und Heiligen um Segen für unsere Vorhaben zu bitten. Der Moscheekomplex dient einer ural-

Gekränkte Herzen zu heilen und Seelen von ihren Lasten zu befreien, ist das vorrangige Ziel jener sufischen Heiler, die man vor dem Schrein Johannes des Täufers in der Omajjaden-Moschee bei der Arbeit beobachten kann. Ihr therapeutischer Ansatz mag jenem der westlichen Schulmedizin diametral entgegengesetzt sein, doch die strenggläubigen Patienten schwören auf seine Wirksamkeit. Hauptzweck jeder Sitzung ist es, den Kontakt mit den verstorbenen Weisen und Propheten herzustellen und deren Geist um Wohlergehen für den Schützling zu bitten.

ten Tradition gemäß auch als Sozialzentrum und Armenküche. Schon so früh herrscht emsiges Treiben. Das Mausoleum, ein kleiner, von Muranolustern und Neonröhren erleuchteter Souterrainraum, ist voller Betender. Einige flehen besonders inbrünstig um Hilfe. Sie pressen ihre Lippen an das Glas, das den mit grünem Tuch bedeckten Sarkophag vor Berührungen schützt. Im benachbarten großen Gebetsaal vollziehen ein paar Dutzend Männer eine *Zikr*, das Ritual der Gotteserinnerung. Sie haben einen Kreis gebildet, einander an den Händen gefaßt. Nun wiegen und neigen sie ihre Körper und rezitieren in Trance versetzt Allahs 99 Namen. Nun sind sie unterwegs zu ihm. Ihr ekstatisches Stöhnen ist bis in den Moscheehof zu hören.

Im Gegensatz zu der strikt säkularen Regierung Syriens halten die Führer eines theokratischen Regimes wie etwa dem Iranischen sowohl weltliche als auch geistliche Ämter in ihrer Hand. Sie sind Regenten, Richter, Heerführer und leiten auch den Gottesdienst. Um die Damaszener von den Vorzügen ihres Systems zu überzeugen, halten ihnen Mullabys aus Teberan in der Omajjaden-Moschee gerne Predigten. Freilich schaut ihnen dabei der syrische Geheimdienst genauestens auf die Lippen.

Nebenan hält Scheich Zuker seinen allmorgendlichen Unterricht ab. Der Geistliche, dessen Familie angeblich direkt vom Prophetenkel Hussein abstammen soll, gilt als einzigartige Koryphäe auf dem Gebiet der Koranrezitation. Wer immer will, kann ihm übungshalber Verse vortragen und bekommt Tonlage, Länge und Aussprache der einzelnen Buchstaben und Worte kostenlos korrigiert.

Man kredenzt köstlichen Tee. Er ist, wie uns der Gehilfe des Scheichs im Vertrauen zuflüstert, mit getrockneten Zitronenblättern versetzt.

IM BAD. Über Mittag gehen wir, um die letzten Reste europäischer Eile abzulegen, in das Hammam Nur ed-Din. Ich beneide die Araber um ihre Badekultur. Sie bildet das genaue Gegenteil jener puritanischen Sportlichkeit, die in unseren lichten Schwimmhallen zu Hause ist. Das Nur ed-Din ist über 800 Jahre alt. In ihm werden Körper und Seele rein.

Wir hocken schweigend auf dem geheizten Marmorboden. Rund um uns steht dichter Dampf, aus der Ferne leises Geschwatze, Glucksen. Später schrubbt uns ein freundlicher Folterknecht mit einem rauen Handschuh Brust, Rücken und Bauch, spült uns mit eiskaltem Wasser aus blechernen Schöpfnapfen ab und massiert uns, bis die Glieder knacken. Schließlich wickelt man unsere rosahäutigen Leiber in duftende Tücher. Es gibt Tee, dazu Lautenmusik. Die Kompliziertheit der Welt tritt aus allen Poren.

DER HEILIGE BERG, EIN ÜBERBLICK. In der Abenddämmerung auf den Djebel Qasiyun, den heiligen Hausberg der Damaszener. Hier oben, sagt man, habe Abraham das Licht der Welt erblickt und Kain seinen Bruder Abel erschlagen. In einer der vielen Höhlen soll Maria dem Erzengel Gabriel begegnet sein und sich später mit Jesus vor Verfolgern versteckt haben.

Uns sticht als erstes der blinkende Antennenwald ins Auge, den die Armee auf dem Gipfel gepflanzt hat. Entlang der notdürftig beleuchteten Aussichtstraße parken die Autos der unverheirateten Paare, denen die Gesellschaft unten im Tal das Zusammensein verbietet. Ein Streit trübt die Stimmung. An einem der Imbißstände haben wir, um uns aufzuwärmen, Tee und Kekse bestellt. Nun sollen wir dafür den mittleren Wochengehalt eines Staatsbeamten bezahlen. Das Stadtpanorama ist trotzdem grandios.

Damaskus auf dem Servierbrett. Erstorientierung mit dem Plan in der Hand. Direkt unter uns, an den steilen Berghang geklebt, Salihiyeh und das Viertel der kurdischen Zuwanderer, Rukn ed-Din; dahinter die deutlich dunklere Altstadt mit der in Scheinwerferlicht getauchten Omajjaden-Moschee; am

Horizont der Flughafen und das Lager Jarmuk. Weiter im Westen die Nobelbezirke Malki und Abu Rumaneh, der Omajjaden-Platz mit dem neuen pompösen Nationaltheater, im Hintergrund, Richtung Beirut und Golan, die Apartmentsilos und Villen der Vorstadt Mezze. Und über all dem auf einem Hügel der Präsidentenpalast. Es heißt, der mit saudischem Geld und japanischem Know-how errichtete Klotz aus Glas und Beton steht bis heute leer, weil der oberste Führer lieber in einem unauffälligen Wohnhaus im Diplomatenviertel residiert.

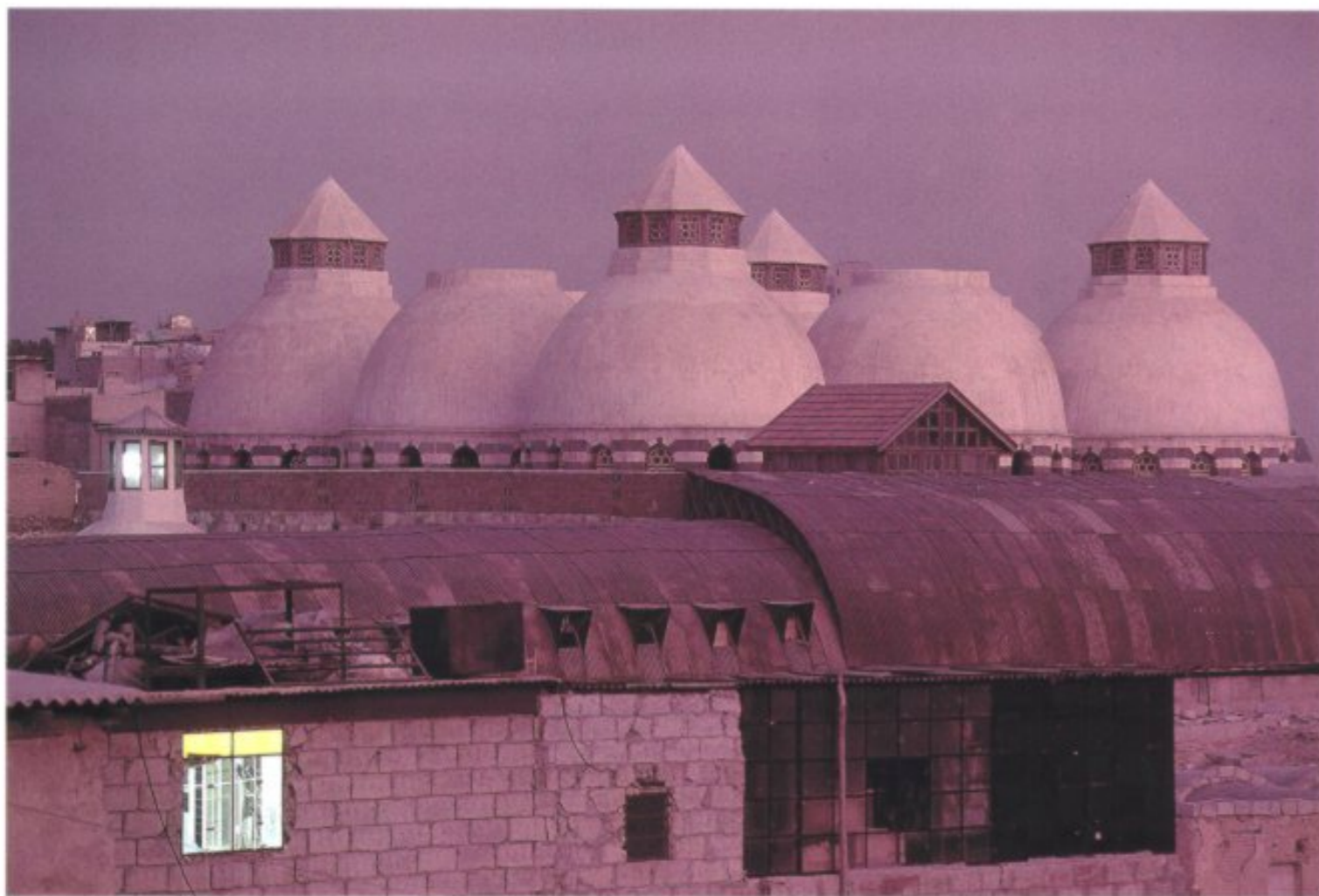
NACHTGEDANKEN. Auf einen Gutenacht-Drink ins Sheraton. Die Bar erweist sich als abendliche Kommandostelle für UN-Soldaten vom nahen Golan. In der Buchhandlung des Hotels kaufe ich mir ein drei Wochen altes „Time Magazine“. Die Seiten mit der Titelgeschichte über die Renaissance des Islam sind fein säuberlich herausgetrennt. An der Kassa liegt ein Stapel von Gedenkbänden für Basil al-Assad zum Verkauf. Sie enthalten Bilder des ältesten Präsidentensohnes – als Baby, im trauten Kreis der Familie, hoch zu Roß, am Steuer sehr teurer Sportwagen, als

Verrimmerlichter ist die Stimmung in der Grabmoschee Scheich Muhiy ed-Din Ibn el-Arabis im Stadtteil Salihiyeh. Schon um fünf Uhr früh versammeln sich die Gläubigen vor dem Sarkophag des im Jahre 1240 verstorbenen Sufi-Meisters, um von ihm Segen für den Tag zu erbitten. Solange sie die Heiligkeit des Ortes respektieren und die Andacht nicht stören, sind Gäste stets herzlich willkommen.





Zwei Denkmäler beherrschen den al Azmeb-Platz im Herzen der Damaszener Neustadt. Das Transparent mit dem Kontur des Löwen wird stets zur Zeit staatlicher Feiertage entrollt. Die wörtliche Übersetzung des Namens Assad lautet „Löwe“. Doch in diplomatischen Kreisen trägt der Präsident auch den Spitznamen „Fuchs von Damaskus“. Denn seit er am 16. November 1970 in einem zur „Korrekturbewegung“ erklärten Putsch die Macht übernahm und sich im Jahr darauf per Referendum zum Präsident wählen ließ, hat er mit beeindruckendem diplomatischem Geschick entgegen allen Anfeindungen die Zügel fest im Griff behalten. Ebenso allgegenwärtig wie sein Gesicht sind in den Straßen der Hauptstadt auch die Parolen, die ihn preisen. Die gängigste lautet „Hafis al-Assad ist unser Führer; die Baathpartei ist unser Weg“. Der Leitsatz „Al-Assad ist unser oberster Feldherr!“ wurde allerdings in jüngster Zeit durch „Al-Assad ist der Held des Friedens!“ ersetzt.



Als der neben Aleppo bedeutsamste vorderasiatische Handelsknotenpunkt verfügt Damaskus naturgemäß über eine Vielzahl großer Karawansereien. Die stattlichsten sind südlich der Omajjaden-Moschee und entlang der Geraden Straße zu finden. Unbestrittenes Prachtexemplar ist der Khan Asad Pascha. Er wurde 1752 von dem unter extremer Bauwut leidenden osmanischen Gouverneur Asad Pascha al-Azem auf einer Gesamtfläche von 2.500 Quadratmetern errichtet. Seine acht Kuppeln überragen bis heute eindrucksvoll die Dachlandschaft der zentralen Altstadt.

LANGEWEILE. Abends sind wir in eine Wohnung in Malki eingeladen, die von der britischen Botschaft angemietet ist und einmal wöchentlich allen *expatriates* als inoffizielles Pub offen steht. Die Erste Welt unter sich. Die Anwesenden, in der Hauptsache angelsächsisches Botschaftspersonal, frönen Guinness und Gin Tonic. Leitmotiv beim Small talk ist der Mangel an Möglichkeiten der Freizeitgestaltung. Kein Kino, keine Konzerte, kein Theater, die wenigen exotischen Restaurants längst durchprobiert. Bleiben Parties, Sport und Video. Gesellschaftlicher Höhepunkt des kommenden Wochenendes ist Hush, jene Kombination aus Barbecue und Cross country-Lauf, die sich vor Jahrzehnten ein geselliger Brite fernab seiner Heimat ausgedacht hat und die seither Ausländerkolonien rund um den Erdball die Zeit vertreiben hilft.

ZWEI MUSEEN. Besichtigung des Nationalmuseums. Der Mann an der Kassa bedauert, weder Katalog noch Plan der Schauräume anbieten zu können. Derzeit sei beides vergriffen. Im Sommer, vielleicht, wer-

de nachgedruckt. Wir insistieren – mon Dieu, la grande musee du Damas, pas du plan? Impossible! Man bittet uns ein Zimmer weiter, zum Direktor. Der blättert, vor sich auf dem Stahlrohrschreibtisch ein Bakelittlephon und ein Glas Tee, gerade gelangweilt in einer libanesischen Illustrierten. Kein einziges Schriftstück oder Arbeitsutensil beeinträchtigt die eindrucksvolle Leere seines Büros. Er hat, wie er mehrfach betont, in den fünfziger Jahren an der Sorbonne studiert, aber derzeit leider auch keinerlei schriftliche Informationen über die Sammlungen vorliegen. Ob er sich der Absurdität seiner Auskunft bewußt ist?

Das Museum birgt die Quintessenz syrischer Grabungsgeschichte. 4500 Jahre alte Beiterstatuetten aus Mari mit weit aufgerissenen hypnotisierenden Augen aus Lapislazuli, Tontafeln aus Ugarit, Keramik aus Raqqa, phönizisches Glas, Mosaik, Marmorsarkophage und Skulpturen aus Palmyra und dem Hauran. Und als Glanzstück: die Synagoge von Dura-Europos aus dem 3. Jahrhundert mit ihrem alttestamentarischen Freskenzyklus. Moses, David, Esther, Jakob, Esau ... Nirgendwo sonst haben die Kinder Israels das ihnen auferlegte göttliche Gebot, sich kein Bild zu machen, auf solch anmutige Weise umgangen.

Nebenan steht die von Sinan, dem Meisterarchitekten der Osmanen, erbaute Tekkiye. Süleyman der Prachtige hat den Komplex aus Klosterzellen, Küchen, Speisesälen und Moschee zum Wohle der Mekkapilger und Derwische gestiftet. Heute ist er teilweise zum Militärmuseum degradiert. Eigener und von den Israelis erbeuteter Waffenschrott, sozialistische Schlachtengemälde voller Flaggen, Feuerbälle und westwärts stürmender Freiheitskämpfer. Triefender Siegerpathos. Als hätten für das Land nicht alle drei bisherigen großen Kriege mit dem zionistischen Feind im Fiasko geendet.

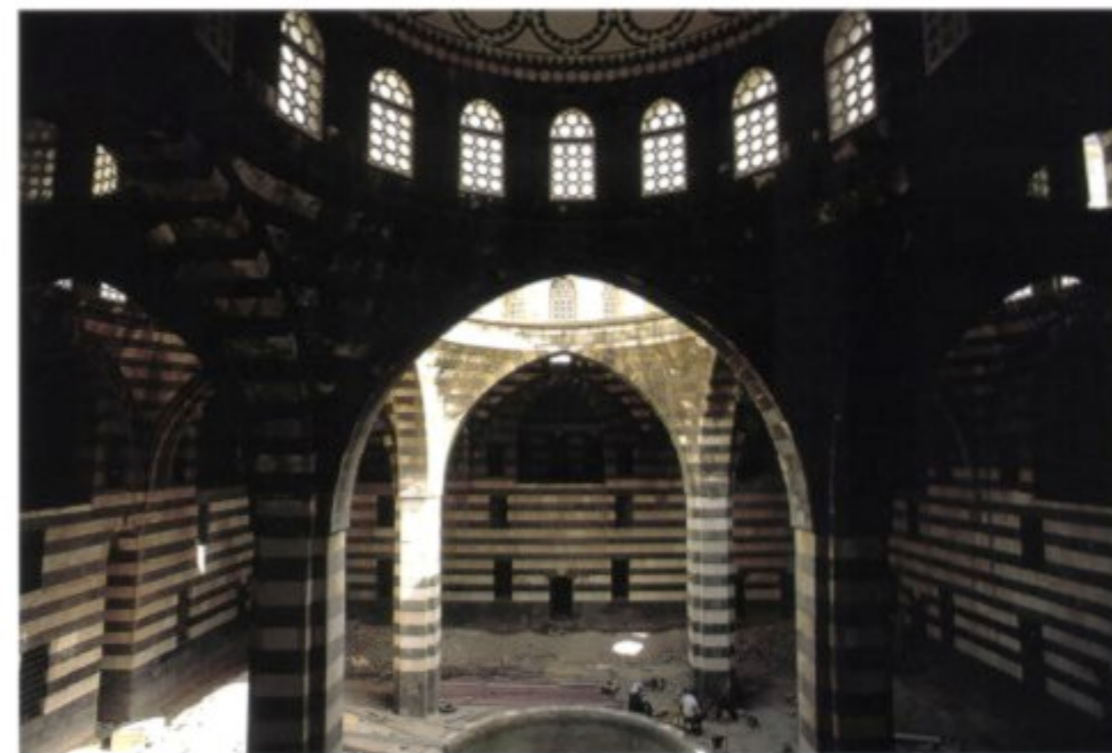
Ende 1994 soll Präsident Assad dem deutschen Außenminister gegenüber gestanden haben, er sei der Feindschaft zu Israel endgültig müde und hoffe ernsthaft auf ihr baldiges Ende.

FRÖHLICHER WAHNSINN. Wir schlendern über die nach Syriens erstem gewählten Präsidenten benannte Avenue Schukri al-Quwatli zum Hotel Semiramis. Erinnerung an die Jahre des irakisch-iranischen Gemetzels, als das Teheraner Regime jeder Märtyrerwitwe eine Pilgerfahrt zu den schiitischen Heiligtümern im befreundeten Damaskus spendierte. Die Fenster des Hotels waren damals mit Khomeini-Postern verklebt, seine düsteren Zimmer mit Matratzen ausgelegt und die Straßen der Umgebung voller flatternder Tschadors, die fledermaushafte Freudlosigkeit verströmten. Mittlerweile hat man das Semiramis mit bunten Badezimmer-

kacheln verkleidet und in einen luxuriösen Fünf-Sterne-Kasten verwandelt. In seinem Night Club lassen Nacht für Nacht Bauchtänzerinnen ihre nackten Nabel kreisen.

Auf dem Place Merdje: eine mit Drähten umwickelte Bronzesäule, die man anlässlich der Inbetriebnahme der Telegraphenleitung nach Medina errichtet hat. In einem der umliegenden Billighotels haben wir vor Jahren eine durchwachte, peinvolle Moskitonacht verbracht. Wir nehmen ein Taxi, einen knallgelben, verbeulten Studebaker. Hinter dem Lenkrad ein selig grinsender Freak. Er raucht Kette und filterlos, ein unsäglich stinkendes Kraut. Aus seinem Radio quillt ein akustischer Brei aus jeiernden Flöten, Lauten und Stimmen. Wahnsinn. Frohsinn. Jene Euphorie stellt sich ein, die nur einige Filme Federico Fellinis und einige orientalische Altstädte auszulösen vermögen. Damaszener Stadtverkehr – kindliche Machtspiele um Millimeter, Basargetümmel. Die Wallfahrt der Sinne führt im Süden die alte Stadtmauer entlang Richtung Flughafen zu unserem Klosterquartier im Vorort Tabbaleh.

Am Beginn der Geraden Straße ist Textilmarkt. Menschenmassen, vornehmlich in Palästinensertücher gehüllt, wühlen auf dem Trottoir in Haufen gebrauchter Kleider. Vor der schwarzweiß gestreiften Fassade der Sinan Pascha-Moschee bieten mit Schaufeln und Maurerkellen bewehrte Tagelöhner ihre Arbeitskraft feil. Fahrradfahrer kämpfen voll Todesverachtung gegen den Autostrom. Blutige Köpfe von Kamelen versperren an Fleischerhaken baumelnd Passanten den Weg.

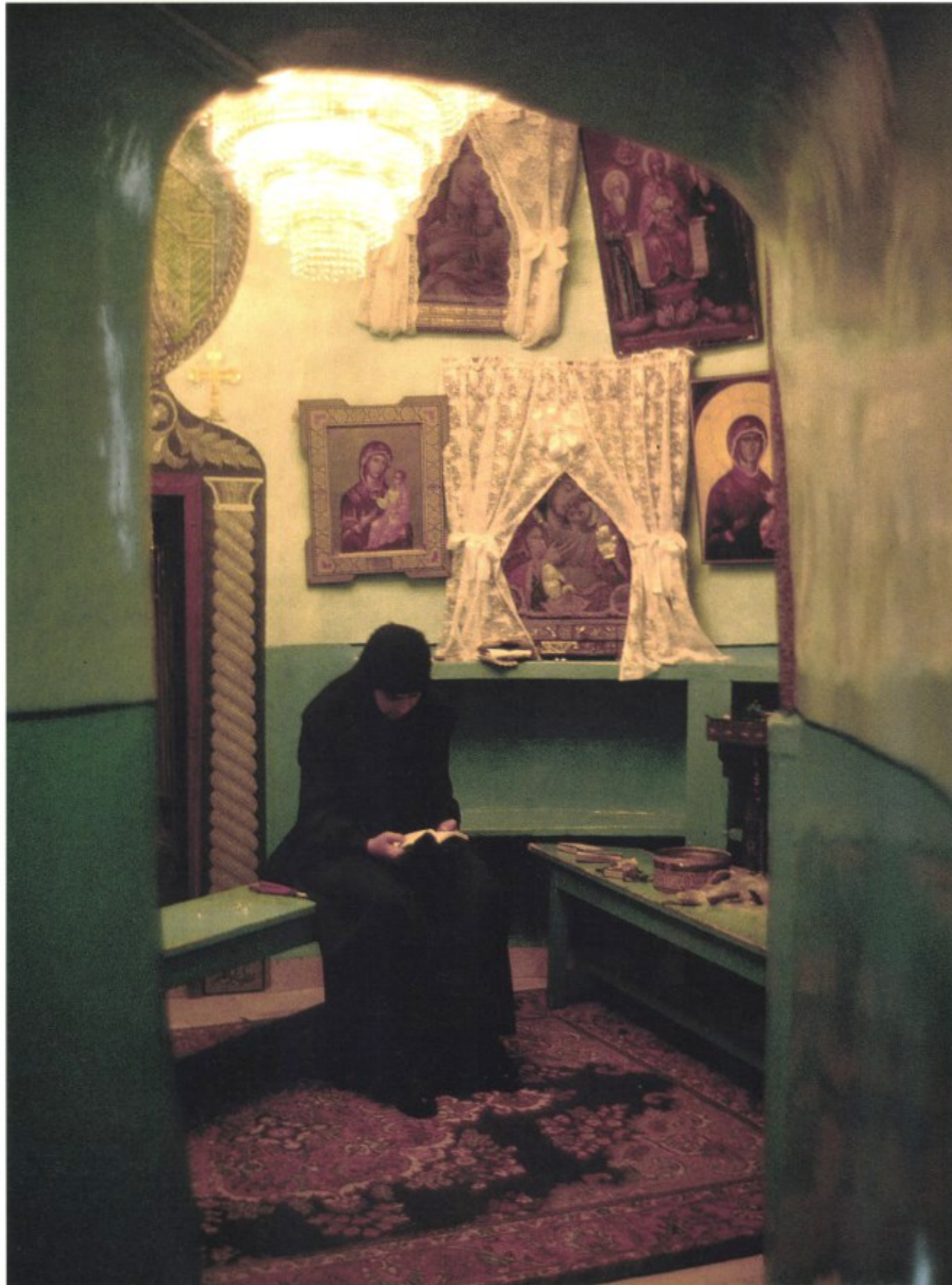


Mindestens so imposant wie von außen (gegenüberliegende Seite) präsentiert sich der Khan Asad Pascha auch im Inneren. Seine über einem Grundriß von 600 Quadratmetern erbaute Hauptkuppel ist zwar unter dem gewaltigen statischen Druck längst eingestürzt. Doch der Rest – die acht kunstvoll bemalten Nebenkuppeln, die schwarz-weiß gestreiften Strebepfeiler und die in zwei Geschosse gegliederten Wände sowie der zentrale Marmorbrunnen – ist vollständig erhalten und wird seit längerem schon generalrenoviert.



Den geographischen und spirituellen Mittelpunkt von Damaskus bildet die große Omajjaden-Moschee (folgende Doppelseite: Außenansicht). Sie ist das weithin sichtbare Zeugnis jener Blütezeit im späten 7. und frühen 8. Jahrhundert, als von hier aus die gleichnamige Dynastie das erste arabische Imperium regierte. Ihr Bau beschäftigte zehn Jahre lang zwölftausend Handwerker und verzehrte die Grundsteuern des Kalifenreichs von sieben Jahren. Seine Heiligkeit verdankt das Gotteshaus unter anderem der Weissagung, an seinem ältesten, dem sogenannten „Weißen“ Minarett werde dereinst am Ende der Zeiten Jesus herabsteigen, um den Antichrist zu töten. Spezielle Verehrung – auch unter Moslems – genießt der Schrein im Hauptschiff des Betsaals (rechts), in dem angeblich das Haupt Johannes des Täufers ruht. Viele Mythen ranken sich um den Hausberg der Damaszener, den Djebel Qasiyun. So heißt es etwa, er sei als allererster Fels aus den Strudeln der Sintflut aufgetaucht und Abraham habe auf ihm das Licht der Welt erblickt. Weniger mit seiner religiösen Bedeutung denn mit akuter Raumnot dürfte freilich zusammenhängen, daß moderne Siedlungen seine steilen Hänge in immer schwindelerregendere Höhen emporklettern (Seite 60/61).





ضواحي دمشق والجنوب

DIE UMGEBUNG VON DAMASKUS UND DER SÜDEN

UNTER CHRISTEN UND DRUSEN

DEN BARADA ENTLANG. Nach zwei Wochen das erste Mal hinaus aus der Stadt. Ein Ausflug ins Tal des Barada. Wo man von der Schnellstraße Richtung Beirut abzweigt, führt ein kurvig-sträßchen hinauf zu jener Stelle, an der Kain seinen Bruder Abel begrub, nachdem er ihn am Berg Qasiyun erschlagen hatte. Eine Schranke, ein Militärposten. Wir haben die Kameras ab- und unsere Namen anzugeben. Fünf Fahrminuten dahinter das weiße Kuppelgrab. Der Sarkophag mißt unerklärliche sieben Meter. Ein zahnloser Wächter gibt in abstrusem Englisch ein paar Anekdötchen rund um die Untat zum besten, erzählt von weinenden Felsen, deren Tränen bis heute fließen, und von Pilgern aus der ganzen Welt, die hier in Scharen um ihr Seelenheil beten. Das Panorama über die Täler und weißen Gipfel des Antilibanon ist prächtig. Aber ausgerechnet rings um diese Gedenkstätte für den ersten Mord in der Menschheitsgeschichte sind besonders viele Militärcamps und Panzer zu sehen.

Barada, der Flußname, leitet sich vom arabischen *barid*, dem Wort für „kalt“, ab. Der Kontrast zwischen dem kühlen Gebirgswasser und der heißen Wüste machte die Oase von Damaskus in den Augen der Araber von jeher zum irdischen Paradies. Mit sieben

Armen speist der Fluß den Garten Ghuta, der noch heute die Stadt wie eine Muschel ihre Perle umschließt. Im Sommer pilgern die Großfamilien an Freitagen massenweise aus der stickigen Stadt an seinen von Kirsch- und Marillenhainen gesäumten Oberlauf. Unterhalb von Zabadani ist das Wasser zu einem Teich gestaut. Seine befestigten Ufer sind ein bevorzugter Ort für das rituelle Picknick. Es wird gekocht, getratscht, Musik gemacht, in kleinen baldachinbestückten Booten im Kreis gerudert. „Einen schöneren Platz“, verrät uns ein Ausflügler im vollen Brustton der Überzeugung, „gibt es nirgendwo auf der Welt.“

Talaufwärts, in Bludan, haben die oberen Zehntausend ihr Refugium. Vor ihren Appartementhäusern und Villen parken vorwiegend Limousinen mit Autotelefon, Metalllack und getönten Scheiben.

DIE SPRACHINSEL. Maalula, fünfzig Kilometer nordwestlich von Damaskus. Laut Werbeprospekt das „schönste Dorf Syriens“. Seine blaßblau getünchten Terrassenhäuser schmiegen sich tatsächlich fotogen an die rötliche Felswand des Qalamungebirges. Den oberen Bildrand gilt es allerdings zu beschnei-

Gleich drei Patriarchen – der syrisch- und griechisch-orthodoxe sowie der griechisch-katholische – haben ihren Sitz in Damaskus und lenken von hier aus die Geschicke ihrer Schäfchen in der ganzen Region. Zu den großen Wallfahrtszielen für Christen zählt das Kloster Notre Dame de Sednaya. Seine spirituelle Kraft bezieht es, glaubt man den Pilgern, aus der wunderfertigen Ikone namens Chagura, die „Berühmte“. Sie soll ein Werk des Evangelisten Lukas sein und hängt heute in einer winzigen, aber umso weibevolleren Kapelle (gegenüberliegende Seite).

Wo ließe sich dem Land einprägsamer „Auf Wiedersehen“ sagen als von den Zinnen der arabischen Burg in Palmyra (vorübergehende Doppelseite)? Dort oben liegt einem die sagenumwobene Oasenstadt in ihrer ganzen Pracht zu Füßen – geradeaus die Tempel, Bäder, das Theater und jene Säulenstraße, durch die Königin Zenobia während ihrer allzu kurzen Regierungszeit – angeblich nackt – zu reiten pflegte. Im Südwesten die Grabtürme der Nekropolen, das Hotel Meridien mit der bereits aus der Antike berühmten schwefeligen Esqa-Quelle. Weiter östlich das kürzlich auf Hochglanz renovierte altehrwürdige Hotel Zenobia und ganz in der Nähe die moderne Siedlung Tadmor. Den Hintergrund bildet ein grüner Kranz aus Hunderttausenden von Palmen sowie, in all ihrer grandiosen Öde, die endlos scheinende Wüste.



سوريا من الداخل

SYRIEN VON INNEN

MENSCHEN ERZÄHLEN AUS IHREM LEBEN

Sämtliche autobiographische Texte dieses Buchabschnittes sind das Ergebnis von Gesprächen, die der Autor zwischen März und Mai 1995 mit den jeweiligen Persönlichkeiten in Syrien führte.

„Mein einziger Lebenszweck ist es, Allah zu dienen.“

SCHEICH ABDUSSALAM, islamischer Mystiker

Ich bin nun 61 Jahre alt und es ist drei Jahrzehnte her, daß ich mit der Absicht, nach Mekka zu pilgern und die Scharia, das islamische Recht, zu studieren, aus der Türkei hierher nach Damaskus kam. Meine Zukunft schien mir damals sehr ungewiß. Deshalb ging ich in die Omajjaden-Moschee und betete zu Allah, er möge mir meinen Weg weisen. Dort wollte die Fügung, daß ich einen Heiligen aus Aleppo traf, der mich zuerst hier herauf nach Salihyeh zum Grab Scheich Muhiy ed-Din Ibn el-Arabis brachte und daraufhin zu einem Scheich namens Abdallah Dagastani. Zu dieser Zeit wußte ich von der Existenz von Heiligen so gut wie nichts, geschweige denn, daß ich einen persönlichen Meister hatte. Als ich Scheich Dagastani kennenlernte, verbrachte ich gleich die folgende Nacht in seiner Moschee, in deren unmittelbarer Nähe ich seit damals bis zum heutigen Tag lebe. Zwei Jahre danach vermittelte Allah mir meine Frau, die mir in der Folge sechs Töchter und zwei Söhne gebar. Zehn Jahre waren mir dienend an der Seite Scheich Abdallahs vergönnt.

Das Wesen des Unterrichts, den ich bei ihm genoß, lag nicht in der Anhäufung von Wissen, sondern in der Charakterbildung. Zum einen war ich ihm, der ja schon sehr betagt war, im Alltag behilflich, übernahm etwa die Bewirtung seiner Gäste. Zum anderen diente ich ihm als Übersetzer, da er nur Türkisch, ich aber auch Arabisch sprach. Kurz vor seinem Tod 1975 gab er mir die Erlaubnis, bis zu meinem Tod hier in seinem Haus zu wohnen. Mit dem zum Leben Nötigen wie Essen,

Wärme oder Geld, versorgt mich Allah. Mein einziger Lebenszweck ist es, ihm zu dienen. Meine Haupttätigkeit besteht darin, täglich in der Moschee zu beten und regelmäßig die Zikr (das Ritual der Gotteserinnerung) zu leiten, auf daß er und die Heiligen ihre Aufmerksamkeit und ihren Segen auf uns Gläubige lenken.

Man muß wissen, daß uns die Heiligen oder Scheichs die Tore auf dem Weg des Herzens öffnen. Freilich nur genau so weit, wie es unserer geistigen Entwicklungsstufe und Bereitschaft zukommt. Denn verglichen mit dem Bewußtsein der Heiligen, entspricht unseres, wie alt wir auch sein mögen, dem von kleinen Kindern. Was ich meine, ist: wenn du einen kleinen Sohn hast, liebst du ihn in der Regel so sehr, daß du ihm mehr wünschst als dir selbst. Allerdings wirst du ihn nicht mit Dingen belasten, die sein Begriffsvermögen übersteigen. Denn dies würde ihm gar nichts nützen. Ähnlich verhält es sich mit den Heiligen. Wir sind die Kinder, sie die Eltern, die uns versorgen und erziehen.

Allerdings befinden sich auch die Heiligen, was ihr Wissen und Handeln betrifft, auf unterschiedlichen Stufen. Schon im Koran ist davon die Rede, daß die Leiter des Wissens, die letztendlich zu Allah führt, ohne Ende ist. Und daß jeder Heilige gemäß seinem ganz persönlichen Auftrag wirkt. Wobei es heute wie einst Heilige gibt, die vom Volk als solche erkannt und verehrt werden, und andere, deren Heiligkeit sich nicht einmal ihren Frauen und Kindern, ja ihnen selbst offenbart.

Im Koran steht auch die Geschichte vom Propheten Khedr geschrieben. Es ist eine Geschichte, die aus der Bibel und der Thora kaum bekannt ist, deren Wurzeln aber zu den Ursprüngen der Menschheit zurückreichen. Khedr ist, wie Moses auch, ein Prophet, der sein Wissen direkt von Allah bezieht, und auf einer dementsprechend hohen Stufe steht. Bis heute tritt er immer wieder hier in Damaskus in Erscheinung und stellt sein unfaßbares Wissen den anderen Heiligen zur Verfügung. Irgendwann, hoffentlich schon bald, wird Allahs Befehl zum Glauben die ganze Welt erfassen. Im Koran heißt es ja sinngemäß, daß die Propheten, vom ersten bis zum letzten, von Moses, Noah und Abraham bis Jesus und Mohammed, im Grunde alle Diener Allahs, also Muslime sind. Und daß die Differenzen zwischen den Religionen auf einem menschlichen Mißverständnis beruhen. Ob Thora, Bibel oder Koran – im Grunde haben alle Propheten das gleiche erzählt und nicht etwa auf sich, son-

dern immer nur auf Gott hingewiesen. Die ständigen Unterscheidungen zwischen den diversen Glaubensauffassungen werden schließlich nur so lange fort dauern, bis Allah endlich einen Führer für die ganze Welt schickt, der alle Menschen im Dienen für und im Streben zu Gott eint.

„Die Jüngeren gehorchen mir leider nicht mehr.“

ABU ACHMED, Beduinen Scheich

Mein offizieller Name ist Ramadan Dhfeideh, aber genannt werde ich Abu Achmed. Ich bin schätzungsweise 55 Jahre alt und habe drei Frauen und 18 Kinder. Der Stamm, zu dem ich gehöre, heißt Sbaa und zählt rund 250.000 Mitglieder. Er ist einer der drei großen Stämme Syriens. Die anderen beiden sind die Ruala und die Anizi.

Mir als Scheich unterstehen direkt circa 600 Sbaa, das sind ungefähr hundert Familien. Sie besitzen gemeinsam ungefähr 70.000 Schafe, von denen sie, sieht man von ein bißchen Getreideanbau ab, absolut abhängig sind. Genutzt werden Wolle, Milch und Fleisch. Wobei wir für das Schlachten nur Widder verkaufen. Die weiblichen Tiere brauchen wir als Milch- und Nachwuchslieferanten. Für ein sechs Monate altes Schaf bekommen wir derzeit 3.000 Pfund, für ein Kilo Wolle 45. Geschoren wird einmal im Jahr und der Ertrag pro Tier beträgt zwei bis vier Kilo. Für gewöhnlich hat jede Familie in Palmyra ihren eigenen, seit vielen Jahren vertrauten Händler. Die Preise für alle Schafprodukte ändern sich je nach jährlicher Regenmenge. Regnet es viel, wird Fleisch teurer, weil niemand seine Schafe verkaufen will. Bei Wassermangel werden hingegen Milch, Käse und Joghurt teurer. Überhaupt variiert die Zahl der Schafe von Jahr zu Jahr stark. Im Durchschnitt leben in der syrischen Wüste eine Million. Diese Zahl verdoppelt sich in guten Saisonen und halbiert sich in schlechten.

Die letzten sieben Jahre waren leider schlecht. Allah schickt uns immer weniger Wolken. Aufgrund der Regenarmut, aber auch, weil sich neuerdings immer mehr Beduinen, um von den Wasserlieferungen unabhängig zu sein, Brunnen graben, sinkt der Grundwasserspiegel rapide. Früher blieben wir in Jahren, in denen in der Steppe das Weideland grün und genug Grundwasser vorhanden war, auch den Sommer über hier. Seit sieben Jahren waren



Scheich Abu Achmed mit zehn seiner 18 Kinder und einer seiner drei Frauen.

wir immer gezwungen, mit unseren Herden in fruchtbarere Gegenden zu ziehen. Dabei wirken sich die Staatsgrenzen für uns immer negativer aus. Meine Vorfahren pflegten noch, von der Gegend um Palmyra, wenn es dort mehr Wasser gab, bis in den Irak und in das saudi-arabische Wadi Sirhan zu wandern. Ich selbst kannte als Kind die Wüsten im Osten und Süden noch so gut wie auswendig. Durch die Schließung der Grenzen zum Irak und nach Jordanien ist der natürliche Lebensraum für uns arg eingeengt. Was uns als Weideland bleibt, sind die Gebiete nahe der Küste und die Djezira.

Überhaupt verschlechtert sich die Situation für uns Beduinen mehr und mehr. Das jährliche Durchschnittseinkommen beträgt pro Familie rund 100.000 Pfund. Wir sind zwar von allen Steuern befreit und haben im Notfall kostenlosen Zugang zu den staatlichen Spitälern. Auch besteht unser Speiseplan nach wie vor in der Hauptsache aus Milchprodukten, Fett sowie Hie und da Fleisch. Weshalb wir, abgeschen

von wenigen Dingen wie Öl, Zucker, Kaffee und Tee, kaum Geld für die Ernährung ausgeben. Da aber die Preise für Saatgut und Futter ständig steigen, und außerdem mittlerweile fast jede Familie glaubt, sich ein Auto oder zumindest einen Traktor leisten zu müssen, bleiben dennoch kaum Ersparnisse über. Dazu kommt, daß die jungen Leute statt in Zelten lieber in Häusern aus Stein leben. Sie besuchen Schulen, können deshalb im Gegensatz zu uns Alten lesen und schreiben und ziehen in immer größerer Zahl in die Städte. Oder pendeln zumindest ständig zwischen der Steppe und Palmyra, beziehungsweise Deir ez-Zor. Man muß wissen, daß das Leben hier draußen immer noch sehr karg ist. Wir haben zum Beispiel keinen Strom und auch weder Fernsehen noch Radio. Mein Stamm bestand ursprünglich aus über tausend Leuten. Fast die Hälfte ist bereits selbhaft geworden und ein Teil davon zum Geldverdienen in die Golfstaaten emigriert. Auch drei meiner Söhne arbeiten seit vielen

Jahren in Saudi-Arabien. Tatsache ist, daß, wer einmal in die Stadt gegangen ist, nie mehr zum einfachen Leben zurückkehrt. Ich versuche immer wieder, die Jüngeren zur Bewahrung der Traditionen zu überreden. Aber leider gehorcht mir keiner mehr.

Was das Verhältnis zwischen Männern und Frauen betrifft, so haben wir unsere Arbeit genau aufgeteilt. Die Frauen sind für Kinder und Haushalt zuständig. Sie kochen, melken die Schafe und bringen auch das Wasser von den Brunnen zu den Zelten. Wir Männer kümmern uns um die Schafe bewachen sie auf der Weide, behandeln ihre Krankheiten und verkaufen ihre Produkte.

Ihre Bräute wählen die Männer fast immer aus dem eigenen Stamm. Die Hochzeit ist das bei weitem wichtigste Fest im Lebenslauf. Sie wird sieben Tage lang unter Anwesenheit aller Stammesmitglieder gefeiert. Ledig bleibt im Stammesverband niemand. Das wäre ja unpraktisch. Auch Scheidungen kommen äußerst selten vor. Liegt bei uns Beduinen die Frau mit ihrem Mann im Streit, so ist es ihr vorbehalten, ihm eine Zeitlang – und für alle offensichtlich – den Zutritt zum gemeinsamen Zelt zu verwehren. Die Sache renkt sich aber dann meist sehr rasch wieder ein.

Wenn ein Paar heiratet, ist er in der Regel 15 Jahre alt, sie elf bis zwölf. Ein Jahr später kommt für gewöhnlich das erste Kind, dem acht bis zehn weitere folgen. Freilich ist bei uns in der Wüste die Hygiene immer noch ziemlich dürftig und die Kindersterblichkeit deshalb hoch. Fragt mich aber nicht nach exakten Zahlen bezüglich der Lebenserwartung. Die gibt es meines Wissens nicht, weil wir alte Beduinen ja unser genaues Geburtsdatum gar nicht kennen.

„Gastfreundschaft ist Teil unserer Mentalität.“

BASHER AL ASH, Tourismusmanager

Meine Beziehung zum Tourismus begann bereits in der Schulzeit. Damals, Ende der fünfziger Jahre, pflegten wir zum Lernen in die Omajjaden-Moschee zu gehen, weil man dort Ruhe hatte und Platz, mit dem Buch in der Hand auf und ab zu gehen. Und da es zu dieser Zeit keine professionellen Guides gab, sprachen wir dabei immer wieder Besucher aus dem Ausland an, die zur Besichtigung gekommen waren. Wir luden sie in unsere Häuser und erzählten ihnen über unsere Famili-

en und unser Land. Dazu muß ich sagen, daß wir Syrer generell Fremde lieben. Gastfreundschaft ist Teil unserer Mentalität. Das Land liegt am Schnittpunkt der uralten Handelswege von West nach Ost und Nord nach Süd. Von den Ammonitern, Hethitern und Aramäern bis zu den Arabern und Türken – wir Syrer haben Fremde, solange sie uns nicht als Sklaven behandelten, immer willkommen geheißen. Dabei spielt Religion keinerlei Rolle. Als Schulkinder beispielsweise wußten wir von den meisten Klassenkameraden nicht einmal, welcher sie angehörten. Immigranten leben hier als Minderheit besser als in ihrer ursprünglichen Heimat. So blieben etwa viele Türken nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches und auch viele Franzosen nach dem Ende des Mandats hier. Obwohl das Land unter der Besatzung der Franzosen viel auszuweisen gehabt hatte, waren sie gut gelitten. Wir Syrer unterscheiden genau zwischen der Politik und den Menschen. Und von Besuchern nehmen wir vornehmlich nicht an, daß die wegen irgendwelcher Ruinen kommen, sondern weil sie das Land und seine Einwohner mögen. Demnach ist jeder, der kommt, automatisch ein Freund. Umso trauriger macht mich die im Westen verbreitete Meinung über Syrien. Da wird von den Klischees der politischen Nachrichten fälschlich auf das Wesen der Bewohner geschlossen.

Aber zurück zum Tourismus: Nach dem Schulabschluss bewarb ich mich beim Direktorat für Tourismus – ein Ministerium gab es ja noch nicht – als Fremdenführer. 1963 war ich schließlich einer von vier lizenzierten, englischsprachigen Guides im Land. Bis dahin hatten Touristen von ihrer Syrien-Reise zwar stets großartige visuelle Eindrücke mitgebracht, statt Hintergrundinformationen aber meist nur dümmliche Anekdoten. Denn fast alle Führer waren Analphabeten und nur hinter dem Geld her.

In diesen Jahren hing der syrische Tourismus völlig von den libanesischen Reiseveranstaltern ab. Neunzig Prozent der Besucher kamen aus dem Libanon, und zwar immer nur für ein paar Stunden. Sie schnuppern ein bißchen im Basar und besichtigten die Große Moschee, die Tekkiye und die Gerade Straße. Das war's. Die Kollegen aus Beirut warnten ihre Gäste vor Einkäufen in Syrien mit dem falschen Argument, es sei ein kommunistisches Land, und drängten zur Rückreise. In Wahrheit wollten sie die Provisionen in den Geschäften, Casinos und Nightclubs von Beirut kassieren.

Scheich Abdussalam in der Grabmoschee Scheich Ibn el-Arabis



winnung, insbesondere bei solchen dieser Größenordnung, leider fast unvermeidlich sind. Zum einen waren die örtlichen Bauern nicht genügend auf die moderneren Anbaumethoden vorbereitet. Zum anderen bereitete uns der Gips im Erdreich größere Probleme. Denn sobald er mit Wasser in Berührung kommt, löst er sich und der Boden sackt ab. Siebzig, achtzig Kilometer lange Betonkanäle drohten uns auf diese Weise schon zu brechen.

Mit der Planung des Tabqa-Damms hatte mein Büro wenig zu tun. Sie wurde, wie auch der Bau, im wesentlichen von den Sowjets besorgt. Mittlerweile konnten syrische Firmen freilich genug Erfahrung sammeln, um sowohl bei Kraftwerksbauten als auch Bewässerungsprojekten das meiste selbst durchführen zu können. Beim Tishrin-Damm beispielsweise, der zur Zeit am Euphrat nahe der türkischen Grenze entsteht und in zwei Jahren mit einer Kapazität von zwei Milliarden Kubikmetern in Betrieb gehen wird, sind nur noch recht wenige ausländische – in diesem Fall russische – Experten beschäftigt. Und beim Khabour-Damm, der sich ebenfalls gerade seiner Fertigstellung nähert, leitete zwar eine bulgarische Firma die Vorbereitung, die Ausführung liegt aber in rein syrischer Hand. Das Geld für die beiden letztgenannten Projekte kommt übrigens von arabischen Banken – aus Kuwait und anderen Staaten am Golf.

Eines ist allerdings klarzustellen: Der Fülle und den Dimensionen der hier beschriebenen Projekte zum Trotz, ist der Anteil der Wasserkraft an der gesamtsyrischen Elektrizitätsgewinnung nach wie vor gering. Der Bau von Kernkraftwerken ist zwar im Gespräch, aber noch nicht einmal geplant. Also werden die mit Gas und Öl betriebenen Kraftwerke so wie heute auch in absehbarer Zukunft unsere mit Abstand wichtigsten Stromlieferanten sein.

„Echten Arabischen bereiten nur noch die Beduinen zu.“

KHALED DALATI,
Kaffee-Koch

Vielleicht sollten wir zu Anfang kurz den Unterschied zwischen dem türkischen und dem arabischen Kaffee klären. Die Grundsubstanz für den türkischen, der heute vor allem in den Haushalten der viel häufiger Getrunkenen ist, ist fein gemahlenes Kaffeepulver. Man kocht mit Zucker gesüßtes Wasser auf, fügt das Pulver bei, und nach wenigen Minuten, in

denen man ihn nochmal aufkocht, ist er servierbereit. Wobei ihn die Syrer umso schmackhafter empfinden, je länger er gekocht ist.

Die alte und traditionelle Art der Zubereitung des arabischen Kaffees, wie sie die Beduinen noch pflegen, ist natürlich um vieles schöner. Dabei wird nur grob gemahlener Kaffee verwendet. Man schüttet ihn in ein großes Gefäß, gießt kaltes Wasser dazu und fügt Kardamom-Körner bei. Dieses Gemisch kocht man für drei, vier Stunden über dem Feuer, so daß etwa die Hälfte davon verdunstet. Das übrig gebliebene, schon sehr schwarze und dickflüssige Konzentrat gießt man – ohne Sud – in ein zweites, wiederum mit grob gemahltem Kaffee gefülltes Gefäß. Hat man diese Brühe erneut zwei Stunden aufgekocht, ist das Ergebnis echter arabischer Kaffee. Ihn bewahrt man in Thermosflaschen auf, um ihn nach und nach zu trinken.

Gezuckert wird echter arabischer Kaffee, den wir übrigens genaue genommen Bitterkaffee nennen, weil wir im Alltag auch den türkischen als arabischen bezeichnen, nie. Die ursprüngliche Beduinensitte schreibt vor, den Kaffee vor den Augen des Gastes zu rösten. Eine andere Person hat ihn zu mahlen und dabei spezielle Lieder zu singen. Und eine dritte bereitet ihn schließlich zu. Die ganze Prozedur im Zelt ist Männersache.

Der fertige Kaffee kommt in langstielige Kupferpfannen, die man, um sie heißzuhalten, auf glühende Kohlen stellt. Das Servieren wird mit nur zwei kleinen Schalen begonnen. Derjenige, der ausschenkt, trinkt zuerst, wodurch er – zumindest was dies ursprünglich der Sinn – demonstriert, daß der Kaffee nicht vergiftet ist. Ich persönlich bezweifle allerdings diese Theorie. Denn in der Regel verhielten sich Beduinen zueinander ehrenhaft. Wie auch immer, jedenfalls träufelt der Ausschenkende gemäß der Tradition danach drei, vier Tropfen in die zweite Schale. Soviel, daß gerade der Boden bedeckt ist. Wer diese Mini-Portion serviert bekommt, muß sie mit einem Schluck leeren und die Schale danach sofort zurückreichen. Hält er sie dabei gerade, bedeutet dies, man möge ihm nachschenken. Schüttelt er sie hingegen ein wenig, meint er damit, es sei genug.

Im Prinzip beherrscht dieses Verfahren mehr oder weniger jeder Syrer, aber die meisten sind nicht mehr bereit, sich die dafür nötige Zeit zu nehmen. So wie es gehört, kochen ihn genaue genommen nur noch die Beduinen am Euphrat, in der Wüste und im Süden. An hohen



Selim Nassan im Hof seines Familienpalasts im Christenviertel von Damaskus

Festtagen, bei Begräbnissen oder Hochzeiten ist es freilich im ganzen Land, auch in den Städten, obligat, seinen Gästen den echten arabischen Kaffee zu servieren.

„Das Interesse an Meisterwerken ist deutlich gesunken.“

SELIM NASSAN,
Thronfolger des Königs des
Kunsthandwerks

Die Firmengeschichte des Hauses Nassan reicht bis in das Jahr 1860 zurück. Doch um nicht allzusehr abzuschweifen, will ich in dieser kurzen Chronologie erst mit der Situation kurz nach der Jahrhundertwende beginnen. Damals war der Name Nassan in Europa und der ganzen arabischen Welt schon Synonym für orientalisches Qualitätskunsthandwerk. Wir hatten ein Netz von Verkaufsniederlassungen, das

sich von Algier, Kairo und Istanbul bis Berlin, Paris und London erstreckte. Die Fabrik, deren Räume ja bis heute unverändert existieren, maß auf zwei Ebenen insgesamt 7.000 Quadratmeter und beschäftigte 700 Leute. Die Arbeit mit Perlmutter war traditionell die Domäne moslemischer Arbeiter, die Brokatweberei die der Kurden. Auf Holzintarsien waren vorwiegend Christen spezialisiert und auf die Treibarbeiten aus Messing, Silber und Kupfer die Juden. Da die Feiertage der Arbeiter auf jeweils verschiedene Tage der Woche fielen, hatte die Fabrik nie geschlossen.

Die große Persönlichkeit dieser Blütezeit war mein Großvater. Er hieß wie ich Selim Nassan und übernahm die Leitung der Firma im Jahr 1920. Er war es, der den unverwechselbaren Stil der Holzmosaiken aus Kamelknochen, Perlmutter und bunten Holzern endgültig festlegte. Er entwickelte auch jene Webtechnik, die den Damaszener Brokat erst so unverkennbar machte, weil

die Designs, wie etwa die berühmte „Damaszener Rose“ oder „Omar Chajjam“ durch sie nicht wie zuvor auf die Rohseide bloß aufgedruckt, sondern händisch in sie eingewebt wurden. Eine Idee, die er übrigens den Seidentepichwebern abgeschaut hatte. Und schließlich war es auch mein Großvater, der das Untergeschoß des Familienpalasts, in dem wir hier sitzen, in ein frei zugängliches Museum für Touristen umgewandelt hat.

Der allmähliche Niedergang begann mit dem Weltkrieg. In den vierziger Jahren hatten wir noch 120 Mitarbeiter. Aber nachdem Syrien die Unabhängigkeit erlangt hatte, schickten viele ihre Kinder auf höhere Schulen. Der Nachwuchs für die alten Handwerke blieb aus. Ab den Sechzigern tat dann der Massentourismus ein übriges. Denn durch ihn ist das Interesse an preiswerten Souvenirs zwar gestiegen, aber jenes an echten Meisterwerken deutlich gesunken. Mitte der Achtziger haben wir dann mit der Handseidenweberei im großen Stil aufgehört.

All das bedeutet freilich nicht, daß der Name Nassan nach dem Krieg völlig an Glanz verloren hätte. Immerhin haben wir beispielsweise 1956 die Seide für den Krönungsmantel der englischen Königin hergestellt. Etliche Stücke aus unserer Manufaktur wurden vom Metropolitan Museum of Art in New York angekauft. Bis heute können Touristen hier nebenan, in unserer Fabrik, den verbliebenen Arbeitern über die Schulter zuschauen, wie sie Brokate und Mosaiken herstellen und historische Damaszener Möbel restaurieren. Und inzwischen haben wir, mein Bruder Samir und ich, uns auch darauf spezialisiert, im In- und Ausland in Zusammenarbeit mit den besten Kunsthandwerkern der Stadt die gesamte Innengestaltung von Häusern im arabischen Stil zu übernehmen.

„Man kann nur schweigen und innerlich wütend sein.“

MUNTAHA ATRACHE,
Redakteurin der Tageszeitung
Die Revolution

Mein Wunsch, Journalistin zu werden, entstand, als ich sechzehn Jahre alt war. Es war die Zeit der Vereinigung mit Ägypten. Wir hatten zu Hause ständig Gäste, darunter auch viele hohe Politiker. Mein Vater war sehr eng mit Gamal Abd el-Nasser befreundet. Auch ich hatte mit ihm Kontakt. Er hat mir Briefe geschrieben (die ich natürlich noch heute habe). Kurz: Ich war früh stark politisiert, begann Demonstrationen zu

organisieren. Die logische Folge war, daß Journalismus zu meinem Traumjob wurde. Eines meiner großen Vorbilder war der große Kairoer Journalist Mohamed Heikal. Ich wollte ein syrischer, weiblicher Heikal werden.

Da man damals, im Gegensatz zu heute, in Damaskus noch nicht Journalismus studieren konnte, ging ich an die Universität von Kairo. Schon dort, es war die Zeit des '67er-Krieges, merkte ich, daß ich nicht veröffentlichen konnte, was ich wollte. Es tauchten viele Widersprüche auf. Die Wahrheit war nicht erwünscht. Als ich nach fünf Jahren nach Damaskus zurückkehrte, begann ich, obwohl mein Vater dagegen war – es hatte gerade wieder einen Putsch gegeben – sofort zu arbeiten. Doch bereits im ersten Jahr stellte ich fest, daß nicht alles so laufen würde, wie ich mir das vorgestellt hatte. Was ich abgab, wurde gestrichen und entstellt. Von Anfang an bekamen wir vom obersten Direktor schriftliche Direktiven ausgehändigt – eine Praxis, die übrigens nach wie vor gang und gäbe ist: An alle Redakteure werden täglich Merkblätter zu aktuellen Themen verteilt. Darauf steht, daß sich ab morgen dies und das im Sprachgebrauch ändert. Beim Schreiben hat man dann den Sammelordner neben sich und vergleicht die eigenen Formulierungen penibel mit den offiziellen Richtlinien. Das simpelste Beispiel ist die Verwendung des Namens „Israel“. Der darf ausnahmslos nur in negativem Zusammenhang gebraucht werden. Bis zum zweiten Golfkrieg waren die Adjektive „zionistisch“ und „feindlich“ obligat. Die Bezeichnung „Palästina“ hingegen darf stets nur im positiven Kontext stehen.

Ein gutes Beispiel für den Umgang mit kontroversiellen Themen sind die Geschehnisse rund um den berühmten syrischen Dichter Adunis. Der war lange Zeit Mitglied des Literatur-Kreises unserer Redaktion und wurde kürzlich rausgeschmissen, weil er gegen den Willen der Regierung irgend etwas gemeinsam mit einem Kollegen aus Israel erarbeitet hatte. Der Beschluß zur Entlassung kam per Dekret von oben. Natürlich gab es viel Pro und Contra. Doch in der Zeitung erschien nur eine kurze, kommentarlose Notiz, daß Adunis ausgeschlossen wurde.

Mir ist oft passiert, daß ich einen Artikel abgab, sie ihn komplett umschrieben und ich das Resultat erst am nächsten Tag in der Zeitung lesen konnte. Obwohl es größtenteils nicht meine Worte waren, stand dann meist mein Name darunter. Protestieren kann man gegen so eine

Vorgangsweise natürlich nicht, nur schweigen, und innerlich wütend sein. Deshalb ist mir am liebsten, wenn meine Texte gleich abgelehnt werden und ich sie in der Schublade ablegen kann. Denn wenn dir Worte in den Mund gelegt werden und irgendwann ändert sich die politische Konstellation, mußt du dich womöglich für etwas rechtfertigen, was nicht von dir stammt.

Ich habe, bevor ich wegen ungehörigen Verhaltens hierher zu al Thaura strafversetzt wurde, jahrelang in der staatlichen Nachrichtenagentur „Sana“ gearbeitet und kenne daher die Abläufe gut. Die Zentrale ist mit den internationalen Agenturen vernetzt und hat auch Auslandskorrespondenten, die übrigens entweder direkt der Familie des Präsidenten angehören oder der Regierung überaus nahe stehen. Sämtliche Auslandsthemen werden von Sana gefiltert, zu den genehmten werden von den dortigen Redakteuren Texte verfaßt, beim Zensor eingereicht, von diesem, wenn sie grundsätzlich durchgehen, korrigiert und an die Redaktionen verschickt. Und zwar derselbe Text an alle vier Tageszeitungen, die es gibt – an uns, al Thaura, die „Revolution“, an al Baath, die „Partei“, an die Redaktion von tishrin al-awal, den „Oktober“, der nach dem heroischen Krieg von 1973 benannt ist, und an tishrin al-tani, den „November“, dessen Name an den Monat der Machtergreifung unseres Präsidenten erinnert.

Dementsprechend nichts haben die Leiter der Außenpolitik-Ressorts in den Redaktionen zu tun. Sie sehen fern, lesen ausländische Zeitungen und sind im Büro überhaupt nur zwei, drei Stunden anwesend. Redaktionskonferenzen gibt es ohnehin nicht. Die Ressortleiter treffen einander bloß einmal im Jahr. Sie kennen ihr Platzangebot und schicken jeder für sich ihre Texte täglich zum obersten Chef. Diskussionen unter den Kollegen gibt es ebenfalls nicht. Wozu auch, wo doch ohnehin die Chefetage alles entscheidet.

Wenn man mich heute eine Journalistin nennt, schäme ich mich. Seit Monaten verkünde ich offiziell, daß ich nie wieder einen Schreibstift in die Hand nehmen werde. Für die sechzehn Seiten der Zeitung sind über hundert Journalisten angestellt. Irgend jemand wird also die Arbeit an meiner Statt schon machen.

Die Kriege von 1967 und 1973, die Ereignisse im Libanon und vor allem der letzte Golfkrieg haben meinen Enthusiasmus und meine Hoffnungen sukzessive abgetötet. Ich bin, wie gesagt, in einer sehr politischen Familie aufgewachsen, die den

Begriff des Vaterlands und die Rechte der Araber sehr hochhielt. Außerdem ging ich hier zur Schule und weiß also ganz genau, was Israel uns angetan hat. Die Vorstellung, daß die Syrer nach der Invasion von Kuwait mit den Amerikanern und den Israelis gemeinsame Sache machten, ist mir nach wie vor unerträglich und treibt mir die Tränen in die Augen. Wir haben in der Agentur zu Kriegsbeginn einen Nervenzusammenbruch erlitten und geheult. Denn natürlich haben wir die Schreckensbilder von der irakischen Front erhalten. Aber in die Medien durften sie nicht. Es ging ja nicht um das Wohl der Menschen, sondern nur um hohe Politik.

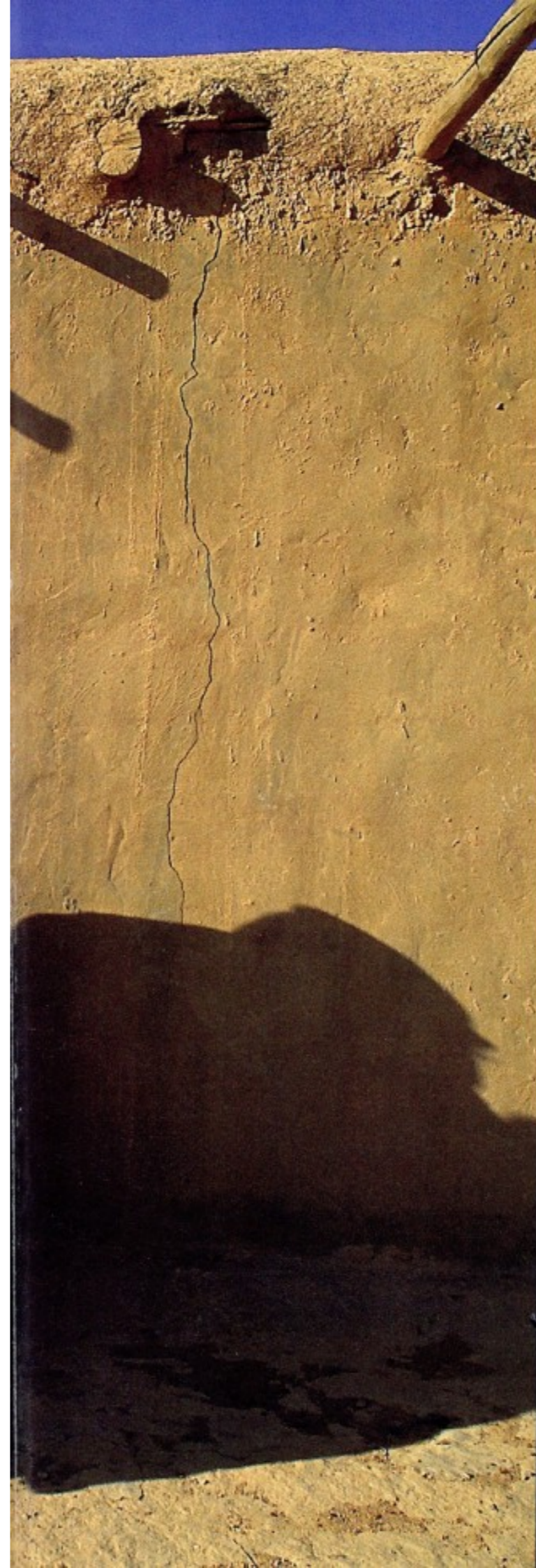
Ich hasse diesen Beruf. Es ist ja mittlerweile so, daß hierzulande vor allem Versager, die überall sonst durchgefallen sind, über Beziehungen im sogenannten Journalismus enden. Dementsprechend kann man vom Gehalt allein ohnehin nicht leben und muß zusätzlich anderswo arbeiten. Außerte meine Tochter heute den Wunsch, Journalistin zu werden, würde ich ihr dringendst abraten. „Bloß nicht! Bloß nicht!“

„Im Vordergrund steht die Überzeugungsarbeit.“

ORSTL. HARALD MÜLLER,
UN-Soldat auf den Golan-Höhen

Ich bin österreichischer Generalstabsoffizier und im April 1994 für zwölf Monate hierher auf die Golanhöhen zur UNDOF, der United Nations Disengagement Observer Force, gekommen. Das gesamte Kontingent an UN-Truppen besteht hier aus 1100 Mann, davon sind zur Zeit 464 Österreicher. Ich übe das Amt des chief operations officer aus, das heißt, ich bin für alle operativen Dinge verantwortlich. Wird zum Beispiel ein Teil der Truppen von A nach B verlegt, habe ich dafür die gesamte Planung zu machen. Daneben bin ich auch für Fernmeldemittel, etwa die Verbindung innerhalb der Force zuständig. Ein weiteres, sehr wichtiges Betätigungsfeld ist die Kommunikation im Falle irgendwelcher Aktivitäten der beiden Konfliktparteien. Außerdem habe ich die UN-Soldaten hinsichtlich ihrer Freizeitgestaltung zu betreuen. Will beispielsweise eine Gruppe die beiden Länder privat besichtigen, nach Aleppo oder Palmyra, nach Jerusalem oder an den See Tiberias fahren, organisiere ich mit meinen Leuten diese Touren wie für eine regelrechte Reisegruppe.

Damit man unsere Tätigkeit besser versteht, möchte ich die geographi-



Informationen zu einzelnen Landschaften und Orten liefert. Eine detaillierte Landkarte sowie eine Zeittafel und Hinweise auf weiterführende Literatur machen das Buch, das am Beginn einer neuen Buchserie – der *Bibliothek des Orients* – steht, auch zu einem praktischen Helfer bei der Vorbereitung einer Reise in das „Land der Begegnungen“.

WALTER M. WEISS, geboren 1961 in Wien, studierte Geschichte, Publizistik sowie Politikwissenschaften und arbeitet seit über zehn Jahren als Chefredakteur mehrerer Zeitschriften (u.a. *Ikarus*, *Skylines*, *Diners Club Magazin*, seit Herbst 1995: *Wirtschaftsblatt*). Parallel dazu ausgedehnte Reisen, vor allem nach Nordafrika sowie in den Nahen und Mittleren Osten. Publizistische Tätigkeit – als freier Autor mit Themenschwerpunkt „Islamische Länder“ – für *GEO*, *Die Zeit*, *Merian*, *Neue Zürcher Zeitung*, *Weltwoche* u.v.m. Buchveröffentlichungen: zahlreiche Kultur- und Reiseführer, v.a. bei DuMont, *Der Basar* im Verlag Christian Brandstätter (1994). Lebt in Wien.

KURT-MICHAEL WESTERMANN, geboren 1951 bei Hamburg, fotografiert seit seiner Kindheit, schloß nach der Schriftsetzerlehre ein Grafik-Studium samt Fotografenausbildung bei Otto Umbehre „UMBO“ und Fritz Dressler als grad. Designer ab. Etliche seiner vielen Reisen führten ihn früh in den Orient, der ihn bis heute in seinen Bann zieht. Neben der Arbeit als Art-Director für Kulturzeitschriften, für Theater und Opernhäuser in Bremen und Hamburg stellte er seine Bildzyklen in Museen und Galerien, u.a. mit Bill Brandt, und auf der Photokina in Köln aus. Seit dem Beginn seiner Tätigkeit als freier Fotograf 1977 ist er für zahlreiche internationale Magazine unterwegs, darunter *Art*, *GEO*, *Stern*, *Holiday*, *Globo*, *Vogue*, *Zeit-Magazin* etc. Buchveröffentlichungen: u.a. *Der Basar* im Verlag Christian Brandstätter und *Attersee – Malen und Leben*. Lebt in Hamburg und Wien.

In gleicher Ausstattung erschienen:

Walter M. Weiss

Kurt-Michael Westermann

DER BASAR

Mittelpunkt des Lebens in der islamischen Welt

ISBN 3-85447-508-X

EDITION CHRISTIAN BRANDSTÄTTER · WIEN

SYRIEN

das ist jene Brücke zwischen Euphrat und Mittelmeer, auf der seit Jahrtausenden Orient und Okzident einander begegnen. Ein immenses kulturelles Erbe, der Kontrast aus Wüsten und Oasen, Meeresstrände, anmutige Hügellandschaften, uralte Handelsmetropolen und nicht zuletzt die Herzlichkeit seiner Bewohner – diesem einzigartigen Panoptikum nähern sich Autor und Fotograf in einer Tour d'horizon, bei der auch die Gegenwart des Landes in all ihrer faszinierenden Widersprüchlichkeit erfahrbar wird und Vertreter zahlreicher Berufs- und Bevölkerungsgruppen ausführlich selbst zu Wort kommen.

Dieser Band ist der erste aus der Bibliothek des Orients, einer neuen Buchreihe, in deren Rahmen die Autoren in Zukunft jährlich in gleicher Ausstattung ein islamisches Land vorstellen werden.



ISBN 3-85447-586-1

